

Der Affe der Frau Kapellmeisterin.

Von Marco Wroblewski.

Joco hieß er und war ein echter japanischer Zwerggaffe. Klein, pudrig, drollig, mit zwei munteren Augenlein, die unablässig im allseitigen Gesichts hin und herliefen. Seine Bildung war sehr mangelhaft, er verstand nichts von jenen Künsten, die sich seine Stammesgenossen so leicht aneignen. Und er hatte kein Gemüth. Das durfte man freilich der Frau Kapellmeisterin Räder, die Joco vor sechs Monaten von der Heroine des Stadttheaters als Geburtsstagsgeschenk erhalten, nicht ins Gesicht sagen, darüber konnte die junge Frau, die sonst sehr gutmüthig, geradewegig war. Joco kein Gemüth! Die Leute haben ja keine Augen, nicht das mindeste Verständnis für das Stelenleben eines armen Wesens! In Joco's aufopfernde Freundschaft für unseren Babel Karo nicht ein Schlagender Beweis für die Gefühlslosigkeit des armen Thierchens? Man wage es nur, Karo anzurühren und man wird sofort ein blaues Wunder erleben! Und dann, schändlich diese Augenlein an: Spricht nicht aus ihnen ein fast menschliches Gefühl? Armer, guter Joco!

In solcher Weise pflegte die junge Frau ihrem Groll Luft zu machen, so Jemand Zweifel an Joco's Gemüthsstärke zu äußern sich erlaubte. Niemand wagte denn auch in ihrer Gegenwart daran zu zweifeln, und am allerwenigsten der Kapellmeister selbst, der wehmüthig erklärte, daß selbst der „Japanese“ seine Gastfreundschaft genieße, dieser die erste Geige im Hause spiele. Er ertrag anfangs sein Gesicht mit Ergebung und nicht ohne Humor. Warum die kleine Marotte meiner Frau abnehmen? dachte er, wenn und der Himmel einmal ein Kind schenkt, dann wird der „Japanese“ gar bald in den Hintergrund gedrängt werden. Als aber Joco der Mittelpunkt des gesammten Hauswesens wurde, um den sich Alles bewegte, als die junge Frau fast den ganzen Tag mit ihm sich zu beschäftigen anging, ihn eigenhändig wusch, badete, aufputzte, bald Häuschen, bald Häußchen für ihn fertigte, und als sie gar einen Tages mit einem Nachbar, dessen kleiner Dachstuhl Joco arg zerkratzt hatte, in einem heftigen Streit gerieth, da wurde die Sache dem Kapellmeister denn doch zu bunt. Sein Mißmuth über die exzeptionelle Stellung des Affen in seinem Hause so ruhigen Heim äußerte sich jedoch zunächst bloß durch eine stille Verachtung Joco's und ab und zu durch unwillkürliche Bemerkungen, auf die seine Frau stets eine Entgegnung fand von einer Schärfe, die ihr sonst vollständig fremd gewesen. Der Kapellmeister wurde nachdenklich. Er sah sein eheliches Glück, das volle sechs Jahre ungetrübt gedauert, durch den Affen gefährdet. Als ein besonnenner Mann rang er sich nach einem schweren inneren Kampf den Entschluß ab, sogleich zu sein und sich jeder öffentlichen Bekundung seines Unmuthes zu enthalten. Als er jedoch eines Tages in seinem Arbeitskabinett am dem Plafondhaken, daran sonst die Lampe hing, eine dünne Stahlfeder niederbaumeln sah, bezwang Joco ihm sofort entleuchtete, da schloß sich ihm Unmuth zu hellem Jörn auf. „Ich will meine Lampe wieder!“ schrie er seine Frau an, das Gesicht von einer flammenden Röthe überglühend. „Joco kann sich in seinen Vollzügen und Kleisterkünsten produzieren, wo Dir beliebt, nur nicht in meinem Arbeitskabinett. Das fehlt mir noch gerade jetzt, wo ich mit meiner Operette beschäftigt bin. Wirst Du von Sinnen?“

Die Kapellmeisterin sah ihn starr an. So hatte er mit ihr noch nie zu sprechen gemagt. Nun war es ihr endlich völlig klar, was sie längst geahnt: daß ihr Mann egoistisch, heillos, ein Tyrann war, der ihr nicht die geringste Freude, nicht die mindeste Kuraweil gönnte. Die Augen wurden ihr feucht.

„Ich habe so oft nirgend einen Plafondhaken,“ sagte sie scheinbar ruhig. „Meine Lampe will ich, fort mit der Kette,“ rief er und pochte mit der Faust auf den Tisch.

„Sie wurde tobtoblenlich.“

„Nun weis ich, wer Du bist,“ floß es über ihre Lippen, „nun kenne ich Dich. Aber ich bin schon unglücklich genug, tyrannisch lassen ich mich nicht, das sag ich Dir!“

„Sie ließ sich auf einen Stuhl fallen, bedeckte das Gesicht mit den Händen und begann leise zu schluchzen. Die Folge dieser Auseinandersetzung war, daß die Kette blieb, daß Joco eine halbe Stunde später auf ihr sich produzierte und daß Tags darauf in der Nähe derselben ein kleiner Turnapparat aufstach. Der Kapellmeister ließ Alles ruhig geschehen. Er sprach kein Wort mehr. Aber die düsternen Schatteln auf seinem Gesichte wollten nicht verschwinden. Heute aber ist sein Antlitz nicht finstler wie sonst, es strahlt vor Freude und seine Augen leuchten. Die Operette, an der er seit einem Jahre arbeitete, ist glücklich beendet, und auch das Wagnelied, das der Träger der Titelrolle zum Schluß singen soll und darüber er Wochen hindurch gebrütet, ist ihm glänzend gelungen. Diese Melodie, aus dem seine eigene Sehnsucht singt und klingt, summt ihm jetzt durch den Kopf, während seine Feder über das Notenpapier dahingleitet. Und er läßt leise vor sich hin. Da durchdringt plötzlich die Stille ein verzweifelter Ruf. Die Feder entfällt seiner Hand. Er fährt empor und horcht. . . .

„Joco! Wo ist Joco? Um Gottes willen!“ so geht die Stimme der Frau Kapellmeisterin hin und her, so um einen ergebenden Werkelmann eine Schaar lärmender Knaben herumtollt, während ein Duzend halbwüchsiger Mädchen nach den Tritten des Balzers im Kreise wirbelnd dahinfliegt. Aber all den Lärm, das fröhliche Lachen der Knaben, das scharrende Schleifen der tanzenden Mädchen, das Dröhnen der Drehorgel überläßt der gellende Ruf: „Joco! Wo ist Joco? Um Gottes willen!“ Und es wird pöblich still. Joco ist im ganzen Hause bekannt, beliebt, eine populäre Erscheinung. Das Gerücht, daß er abhanden gekommen, flatterte von Stockwerk zu Stockwerk, von Partie zu Partie. An den Fenstern tauchten Gesichter auf. Man fragt, man äußert verschiedenartige Ansichten, man debattirt! Zwischen der jungen Frau und dem Hausmeister, der auf die Nachricht hin, daß Joco verschwunden, herbeigeeilt, fliegen Rede und Gegenrede.

Man veranlaßt endlich eine Streife, an der sich unter der Führung des Hausmeisters die gesammte männliche und weibliche Jugend des Hauses eilig betheilt, man durchsucht den Keller, man durchsucht jede Abtheilung des Dachbodens, aber alle Mühe ist vergeblich. Nirgend eine Spur von Joco! Die junge Frau steht noch immer am Fenster, bleich, erregt, mit zuckenden Lippen. Allerhand Möglichkeiten, darunter recht abenteuerliche, blühen ihr durch den Kopf: Vielleicht hat Herr Sohn, der Besitzer des Dachbodens, Joco vergriffen! Vielleicht hat ihn der Werkelmann unten gestohlen! Am Ende ist er gar unter die Räder eines Steinwagens gerathen. Vielleicht hat er sich verlaufen! Aber wenn dies der Fall, so muß man ihn ihr wieder zurückstellen! Um jeden Preis! Sie wird es sofort der Polizei anzeigen, eine Annonce in die Zeitung geben, Demjenigen, der ihr Joco wiederbringt, eine Prämie von zehn, von zwanzig, von dreißig Gulden zahlen! Die Prämie, das wird wirken! Und mit welcher Hast geht sie eine Anzeige auf, worin ihrem Gatten, der stillergerührt lächelnd an der Thür seines Arbeitskabinetts steht, einige unverständliche Worte zu und stürzt hinaus.

Der Kapellmeister lächelt stillergerührt. Jawohl! Joco ist nicht mehr! Das läßt wie ein Jubelruf in seiner Seele. Nun wird Alles wieder in's Gleiche kommen! Ihn wird der trübe Schatten, der ihr eheliches Glück verunkeltete, sich verflüchtigen. Die arme Frau! Seit Wochen hat er ihr kein freundliches Wort gesagt. Wenn sie heimkommt, wird er ihr um den Hals fallen, ihr mittheilen, daß seine Arbeit vollendet und ihr das Wagnelied vorgesungen. Das wird ein Jubel werden! Er läßt laut auf, setzt sich an den Tisch, durchflüchtet die Partitur seiner Operette und beginnt wieder zu schreiben. Eine Stunde verrinnt. Da öffnet sich die Thür. Er hört es nicht. Auf einmal tritt etwas hinter ihm. Er wendet sich leicht um. „Joco,“ entringt es sich seinen Lippen. Es war in der That Joco! Er hält die Stahlfeder umklammert, blitzt mit den Augenlein und stiert auf und nieder. Der Kapellmeister starrt Joco verwundert an. Er will seinen Augen nicht trauen. Da schlägt ein Richter an sein Ohr. Das Dienstmädchen steht hinter der Thür und steckt den Kopf in's Kabinett hinein.

„Denken Sie sich gnädiger Herr,“ sagte sie, „Joco war im Kindswagen verreckt.“

„Was für Wagnel?“ flammelt er. Das Dienstmädchen schließt lachend die Thür. Er fragt nicht weiter. Das sonnige Gefühl, das soeben noch seine Brust geschwellt, ist verschwunden. Nun wird die alte Mißere wieder anfangen, denkt er und betrachtet grimmig den Affen, der plötzlich mit einem Satz auf den Schreibtisch sich schwingt. „Fort, Du elendes Vieh, Du Satan!“ schreit der Kapellmeister auf und versetzt Joco eine schallende Ohrfeige, die ihn vom Tisch hinausheißt. Dann springt er auf, wandert eine Weile mit hastigen Schritten im Gemach umher, läßt sich endlich auf das Kanapee nieder und lehnt, schmerzlich lächelnd, das Haupt zurück. Und wie er so verhält und in sich versunken dasitzt, besällt ihn eine schwere Müdigkeit. Er hat die letzte Nacht fast sein Auge zugehan, so sehr hatte ihn das freudige Bewußtsein, daß seine Arbeit beendet, erregt.

Nun umfängt ihn ein leichter Schlummer. Aber in den Ohren tönt ihm noch immer sein Wagnelied, so süß und lödend, und ihm dünnt, er stände vor dem Drehfester, das Eisenbeinmäßen in der Hand, und seine Melodien jammern und rauschen wie klingende, singende Wellen um ihn. Auf einmal wird ein schneidender Mißton. Das rührt von der Pringelge her, die ein pudriges Mädchen an das Kinn gepreßt hält. Und das Mädchen hat Joco's allseitiges Gesicht, Joco's boshaft blinzelnde Augenlein. „Joco!“ ruft er, er wacht und fährt empor. Er sieht eine Weile wie versteinert da, mit weitgeöffneten Augen auf den Schreibtisch stierend, auf dem Joco ruhig sitzt, vor sich einen aufgeschichteten Haufen zerstreuten Notenpapiers, die er immer wieder und wieder zerstückelt. Ein dumpfer Schrei entquillt der Brust des Mannes. Dann folgt er einem Bergstod, der neben der Thür stand, holt aus und ein wuchtiger Schlag läuft auf Joco's Schädel nieder. Der Affe bricht lautlos zusammen. In diesem Augenblicke klingelt es. Die Thür geht auf. Die junge Frau tritt, die Wangen vor Erregung geröthet, in's Gemach.

Ihr erster Blick trifft den starr daliegenden Affen. Die Farbe weicht von ihrem Gesicht. Sie stürzt mit einem Schrei zum Tisch und umklammert Joco. „Du hast ihn ermordet!“ schreit sie, und ihre Augen funkeln. „Ja,“ sagte er ernst, „sieh her, die Arbeit eines ganzen Jahres hat die Unvernunft Deines Joco vernichtet.“ Sie eilt hinaus. Er aber sinkt auf einen Stuhl nieder, stößt die Ellenbogen auf den Tisch und preßt mit beiden Händen seine brennenden Schlä-

fen. Eine Stunde verfliegt und wieder eine. Er sitzt immer noch regungslos und von einem dumpfen Weh bedrückt da. Da geht wieder die Thür und die junge Frau schlüpft leise herein. Sie schaut lange auf das blöde, gramdurstige Antlitz ihres armen Mannes. Um ihre Lippen beginnt es zu zucken. „Frei!“ ruft sie endlich und aus ihrer Stimme dringt etwas, das er schon lange nicht mehr vernommen, etwas Weiches, Süßes, Häßliches. Er hebt das Haupt und blickt seine Frau fremd an. Seine schönen Augen sind von Thränen gefeuchtet. Das sieht sie erst jetzt.

„Sie tritt an ihn heran, neigt sich zu ihm und fragt leise: „Kann nicht das Meer bei ihm einen Rauteut an. Du bitte, ich möchte nur meinen Neffen gerne sprechen“, meinte der Dattel. „Ja, hier ist er nicht,“ sagte Meyer. Sie kommen wohl wegen der böseren Angelegenheit?“

„Aha,“ dachte der Dattel, „Eiser sucht“ und zu Meyer gemeldet: „Ich glaube, daß Sie sich unnöthig beunruhigen, Sie können meinem Neffen vertrauen, er ist ein Ehrenmann.“

„Daran zweifle ich nicht, bin auch außer Sorge,“ sagte Meyer, „wenn Sie aber die Angelegenheit lieber gleich erledigen wollen, so geben Sie mir einfach 500 Mark und dann schicke ich sie sofort hinweg.“

Der alte Herr sah den Sprecher ganz verwirrt an. „Pst! Sind das ganze Fährde in der großen Stadt!“ — dachte er bei sich.

„Herr Meyer — brachte er dann mit zitternder Stimme hervor — Sie haben ja nette Ansichten. . . .“

„Haben Sie? Freut mich!“ — rief sich Meyer vergnügt die Hände. „Aber,“ fuhr der Dattel erregt fort — „was sagt denn Ihre Frau dazu?“

„Meine Frau? Na, die ist mit Allem einverstanden!“

„Auch mit dem Hinunterstücken?“

„Freilich — nicht Meyer — sonste ich das Geld empfangen habe.“

Nun wurde es aber Dattelchen doch zu bunt. „Hören Sie — sprang er von seinem Stuhl auf — bedenken Sie doch, daß mein Neffe bereits eine Braut hat!“

„Das hat doch damit nichts zu thun!“ — lächelte Meyer. — „Uebrigens braucht sie es ja gar nicht zu erfahren!“

„Oh, diese französischen Zustände!“ — dachte der gute Dattel; dann trat er dicht an Herrn Meyer heran: „Herr, ich verachte Sie!“ schreute er ihm entrüstet entgegen, und ehe sich der verbuchte Meyer die Situation noch richtig erklären konnte, stürzte er an ihm vorüber zu Thüre hinaus —

Sofort wollte er das Haus dieses leichtsinnigen Neffen, der seines nächsten Weib begehrt, verlassen. Da wurde plötzlich die Korridorthür aufgeschloffen und gleich darauf trat eben dieser Neffe, gefolgt von dem vor Kurzem dagewesenen jungen Mädchen in's Zimmer.

„Oben hinauf!“ — wiederholte der alte Herr fragend, unwillkürlich eine Fingerbewegung nach oben machend. — „Ja, was soll denn die da oben?“

„Da? Was soll die da soll?“ — Na, da soll dr'rauf gespielt werden!“

„So? Wohl Gesellschaft dort und Du borgt sie dazu her?“

Der Doktor athmete erleichtert auf. Ganz richtig — sagte er — Gesellschaft, ich bringe sie dazu her!“

„Wie heißen denn die Leute?“

„Meyer!“ — sagte der Doktor. — „Sehr gefällige Menschen! Lieber Mann, hübsche Frau!“

„Hübsche Frau? — Dattelchen zwinkerte verständnißvoll mit den kleinen Augen. — Da bist Du wohl viel oben?“

„Oh nein!“ — erwiderte der Doktor, „dem das Gespräch unangenehm wurde.“

„Aha! — lächelte der Dattel. — Versiebel! — der alte Meyer ist eifersüchtig!“

„Kolosall!“ — nickte der Doktor; dann lenkte er die Unterhaltung auf andere Dinge.

„Du, Hyprosol, ich will jetzt gehen.“

„Jagte der Dattel, „ich habe Etwas zu besorgen und kenne mich in Berlin aus.“

Der Doktor lag den Alten gern bei dem Glauben und verließ bald nach ihm das Haus. — Dattelchen hatte seine Beforgungen schneller, wie er glaubte, erledigt und kehrte zurück.

Pöblich wurde heftig die Glocke gezogen und da die Thür nicht anwesend, biqumete sich Dattelchen selber zum Dessinen. Ein hübsches, junges Mädchen trat ihm entgegen und sah ihn befremdet an.

„Aha, Sie entschuldigen — sagte sie schüchtern — ist denn der Herr Doktor nicht zu Hause?“

„Aha! Eine Patientin! — dachte der Dattel bei sich, das Fräulein wohlgefällig betrachtend. — Bedauer — sagte er dann zu ihr — augenblicklich nicht anwesend. Sprechstunden: 9 bis 10 und 4 bis 5.“

„Ich weiß, — erdöthete die Dame — aber ich komme nicht als Kranke. . . .“

„Aha so? — machte der alte Herr ein prüfendes Gesicht. — Sie wollen meinen Neffen privatim sprechen? Ja, das thut mir leid, der ist heute eingeladen.“

„Eingeladen?“ — lächelte die junge Dame. — „Aha so! Sie meinen wohl, er ist zu seiner Braut gegangen?“

„Braut?“ — wunderte sich der alte Herr. — „Na, das kann man doch so eigentlich nicht bekaufen. Die hübsche Frau Meyer, bei der er jetzt wahrscheinlich da oben ist, hat doch schon gemessen — einen Mann!“

„Wie, bei der hübschen Frau Meyer ist Wohl eingeladen? Der Ungetretre, ich will zu hintergehen!“ Mit diesen Worten flüchtete das junge Mädchen laut aufschreiend zur Thür hinaus.

„Na, das sind ja nette Gesichtschen,“ sagte der Alte zu sich, „da muß ich mir doch mal Klarheit verschaffen!“ Damit

begab er sich eine Treppe höher zu Meyer's. Man führte den alten Herrn in einen eleganten Salon.

„Aha!“ — machte Dattelchen, sich über all umblinzelnd, „da sieht ja auch die geborgte Orgel. Wertwüthig! Na, Gesellschaft!“ sieht es ja aber hier gar nicht aus!“ — Ede er noch weitere Betrachtungen anstellen konnte, trat der Herr des Hauses ein.

„Meyer!“ — stellte er sich mit höflicher Verneigung vor.

„Freut mich!“ — nickte Dattelchen, ihn mustend. „Ich bin der Dattel des unter Ihnen wohnenden Doktor Desken.“

„Aha,“ dachte der Dattel, „Eiser sucht“ und zu Meyer gemeldet: „Ich glaube, daß Sie sich unnöthig beunruhigen, Sie können meinem Neffen vertrauen, er ist ein Ehrenmann.“

„Daran zweifle ich nicht, bin auch außer Sorge,“ sagte Meyer, „wenn Sie aber die Angelegenheit lieber gleich erledigen wollen, so geben Sie mir einfach 500 Mark und dann schicke ich sie sofort hinweg.“

Der alte Herr sah den Sprecher ganz verwirrt an. „Pst! Sind das ganze Fährde in der großen Stadt!“ — dachte er bei sich.

„Herr Meyer — brachte er dann mit zitternder Stimme hervor — Sie haben ja nette Ansichten. . . .“

„Haben Sie? Freut mich!“ — rief sich Meyer vergnügt die Hände. „Aber,“ fuhr der Dattel erregt fort — „was sagt denn Ihre Frau dazu?“

„Meine Frau? Na, die ist mit Allem einverstanden!“

„Auch mit dem Hinunterstücken?“

„Freilich — nicht Meyer — sonste ich das Geld empfangen habe.“

Nun wurde es aber Dattelchen doch zu bunt. „Hören Sie — sprang er von seinem Stuhl auf — bedenken Sie doch, daß mein Neffe bereits eine Braut hat!“

„Das hat doch damit nichts zu thun!“ — lächelte Meyer. — „Uebrigens braucht sie es ja gar nicht zu erfahren!“

„Oh, diese französischen Zustände!“ — dachte der gute Dattel; dann trat er dicht an Herrn Meyer heran: „Herr, ich verachte Sie!“ schreute er ihm entrüstet entgegen, und ehe sich der verbuchte Meyer die Situation noch richtig erklären konnte, stürzte er an ihm vorüber zu Thüre hinaus —

Sofort wollte er das Haus dieses leichtsinnigen Neffen, der seines nächsten Weib begehrt, verlassen. Da wurde plötzlich die Korridorthür aufgeschloffen und gleich darauf trat eben dieser Neffe, gefolgt von dem vor Kurzem dagewesenen jungen Mädchen in's Zimmer.

„Oben hinauf!“ — wiederholte der alte Herr fragend, unwillkürlich eine Fingerbewegung nach oben machend. — „Ja, was soll denn die da oben?“

„Da? Was soll die da soll?“ — Na, da soll dr'rauf gespielt werden!“

„So? Wohl Gesellschaft dort und Du borgt sie dazu her?“

Der Doktor athmete erleichtert auf. Ganz richtig — sagte er — Gesellschaft, ich bringe sie dazu her!“

„Wie heißen denn die Leute?“

„Meyer!“ — sagte der Doktor. — „Sehr gefällige Menschen! Lieber Mann, hübsche Frau!“

„Hübsche Frau? — Dattelchen zwinkerte verständnißvoll mit den kleinen Augen. — Da bist Du wohl viel oben?“

„Oh nein!“ — erwiderte der Doktor, „dem das Gespräch unangenehm wurde.“

„Aha! — lächelte der Dattel. — Versiebel! — der alte Meyer ist eifersüchtig!“

„Kolosall!“ — nickte der Doktor; dann lenkte er die Unterhaltung auf andere Dinge.

„Du, Hyprosol, ich will jetzt gehen.“

„Jagte der Dattel, „ich habe Etwas zu besorgen und kenne mich in Berlin aus.“

Der Doktor lag den Alten gern bei dem Glauben und verließ bald nach ihm das Haus. — Dattelchen hatte seine Beforgungen schneller, wie er glaubte, erledigt und kehrte zurück.

Pöblich wurde heftig die Glocke gezogen und da die Thür nicht anwesend, biqumete sich Dattelchen selber zum Dessinen. Ein hübsches, junges Mädchen trat ihm entgegen und sah ihn befremdet an.

„Aha, Sie entschuldigen — sagte sie schüchtern — ist denn der Herr Doktor nicht zu Hause?“

„Aha! Eine Patientin! — dachte der Dattel bei sich, das Fräulein wohlgefällig betrachtend. — Bedauer — sagte er dann zu ihr — augenblicklich nicht anwesend. Sprechstunden: 9 bis 10 und 4 bis 5.“

„Ich weiß, — erdöthete die Dame — aber ich komme nicht als Kranke. . . .“

„Aha so? — machte der alte Herr ein prüfendes Gesicht. — Sie wollen meinen Neffen privatim sprechen? Ja, das thut mir leid, der ist heute eingeladen.“

„Eingeladen?“ — lächelte die junge Dame. — „Aha so! Sie meinen wohl, er ist zu seiner Braut gegangen?“

„Braut?“ — wunderte sich der alte Herr. — „Na, das kann man doch so eigentlich nicht bekaufen. Die hübsche Frau Meyer, bei der er jetzt wahrscheinlich da oben ist, hat doch schon gemessen — einen Mann!“

„Wie, bei der hübschen Frau Meyer ist Wohl eingeladen? Der Ungetretre, ich will zu hintergehen!“ Mit diesen Worten flüchtete das junge Mädchen laut aufschreiend zur Thür hinaus.

„Na, das sind ja nette Gesichtschen,“ sagte der Alte zu sich, „da muß ich mir doch mal Klarheit verschaffen!“ Damit

begab er sich eine Treppe höher zu Meyer's. Man führte den alten Herrn in einen eleganten Salon.

„Aha!“ — machte Dattelchen, sich über all umblinzelnd, „da sieht ja auch die geborgte Orgel. Wertwüthig! Na, Gesellschaft!“ sieht es ja aber hier gar nicht aus!“ — Ede er noch weitere Betrachtungen anstellen konnte, trat der Herr des Hauses ein.

„Meyer!“ — stellte er sich mit höflicher Verneigung vor.

„Freut mich!“ — nickte Dattelchen, ihn mustend. „Ich bin der Dattel des unter Ihnen wohnenden Doktor Desken.“

„Aha,“ dachte der Dattel, „Eiser sucht“ und zu Meyer gemeldet: „Ich glaube, daß Sie sich unnöthig beunruhigen, Sie können meinem Neffen vertrauen, er ist ein Ehrenmann.“

„Daran zweifle ich nicht, bin auch außer Sorge,“ sagte Meyer, „wenn Sie aber die Angelegenheit lieber gleich erledigen wollen, so geben Sie mir einfach 500 Mark und dann schicke ich sie sofort hinweg.“

Der alte Herr sah den Sprecher ganz verwirrt an. „Pst! Sind das ganze Fährde in der großen Stadt!“ — dachte er bei sich.

„Herr Meyer — brachte er dann mit zitternder Stimme hervor — Sie haben ja nette Ansichten. . . .“

„Haben Sie? Freut mich!“ — rief sich Meyer vergnügt die Hände. „Aber,“ fuhr der Dattel erregt fort — „was sagt denn Ihre Frau dazu?“

„Meine Frau? Na, die ist mit Allem einverstanden!“

„Auch mit dem Hinunterstücken?“

„Freilich — nicht Meyer — sonste ich das Geld empfangen habe.“

Nun wurde es aber Dattelchen doch zu bunt. „Hören Sie — sprang er von seinem Stuhl auf — bedenken Sie doch, daß mein Neffe bereits eine Braut hat!“

„Das hat doch damit nichts zu thun!“ — lächelte Meyer. — „Uebrigens braucht sie es ja gar nicht zu erfahren!“

„Oh, diese französischen Zustände!“ — dachte der gute Dattel; dann trat er dicht an Herrn Meyer heran: „Herr, ich verachte Sie!“ schreute er ihm entrüstet entgegen, und ehe sich der verbuchte Meyer die Situation noch richtig erklären konnte, stürzte er an ihm vorüber zu Thüre hinaus —

Sofort wollte er das Haus dieses leichtsinnigen Neffen, der seines nächsten Weib begehrt, verlassen. Da wurde plötzlich die Korridorthür aufgeschloffen und gleich darauf trat eben dieser Neffe, gefolgt von dem vor Kurzem dagewesenen jungen Mädchen in's Zimmer.

„Oben hinauf!“ — wiederholte der alte Herr fragend, unwillkürlich eine Fingerbewegung nach oben machend. — „Ja, was soll denn die da oben?“

„Da? Was soll die da soll?“ — Na, da soll dr'rauf gespielt werden!“

„So? Wohl Gesellschaft dort und Du borgt sie dazu her?“

Der Doktor athmete erleichtert auf. Ganz richtig — sagte er — Gesellschaft, ich bringe sie dazu her!“

„Wie heißen denn die Leute?“

„Meyer!“ — sagte der Doktor. — „Sehr gefällige Menschen! Lieber Mann, hübsche Frau!“

„Hübsche Frau? — Dattelchen zwinkerte verständnißvoll mit den kleinen Augen. — Da bist Du wohl viel oben?“

„Oh nein!“ — erwiderte der Doktor, „dem das Gespräch unangenehm wurde.“

„Aha! — lächelte der Dattel. — Versiebel! — der alte Meyer ist eifersüchtig!“

„Kolosall!“ — nickte der Doktor; dann lenkte er die Unterhaltung auf andere Dinge.

„Du, Hyprosol, ich will jetzt gehen.“

„Jagte der Dattel, „ich habe Etwas zu besorgen und kenne mich in Berlin aus.“

Der Doktor lag den Alten gern bei dem Glauben und verließ bald nach ihm das Haus. — Dattelchen hatte seine Beforgungen schneller, wie er glaubte, erledigt und kehrte zurück.

Pöblich wurde heftig die Glocke gezogen und da die Thür nicht anwesend, biqumete sich Dattelchen selber zum Dessinen. Ein hübsches, junges Mädchen trat ihm entgegen und sah ihn befremdet an.

„Aha, Sie entschuldigen — sagte sie schüchtern — ist denn der Herr Doktor nicht zu Hause?“

„Aha! Eine Patientin! — dachte der Dattel bei sich, das Fräulein wohlgefällig betrachtend. — Bedauer — sagte er dann zu ihr — augenblicklich nicht anwesend. Sprechstunden: 9 bis 10 und 4 bis 5.“

„Ich weiß, — erdöthete die Dame — aber ich komme nicht als Kranke. . . .“

„Aha so? — machte der alte Herr ein prüfendes Gesicht. — Sie wollen meinen Neffen privatim sprechen? Ja, das thut mir leid, der ist heute eingeladen.“

„Eingeladen?“ — lächelte die junge Dame. — „Aha so! Sie meinen wohl, er ist zu seiner Braut gegangen?“

„Braut?“ — wunderte sich der alte Herr. — „Na, das kann man doch so eigentlich nicht bekaufen. Die hübsche Frau Meyer, bei der er jetzt wahrscheinlich da oben ist, hat doch schon gemessen — einen Mann!“

„Wie, bei der hübschen Frau Meyer ist Wohl eingeladen? Der Ungetretre, ich will zu hintergehen!“ Mit diesen Worten flüchtete das junge Mädchen laut aufschreiend zur Thür hinaus.

„Na, das sind ja nette Gesichtschen,“ sagte der Alte zu sich, „da muß ich mir doch mal Klarheit verschaffen!“ Damit

begab er sich eine Treppe höher zu Meyer's. Man führte den alten Herrn in einen eleganten Salon.

„Aha!“ — machte Dattelchen, sich über all umblinzelnd, „da sieht ja auch die geborgte Orgel. Wertwüthig! Na, Gesellschaft!“ sieht es ja aber hier gar nicht aus!“ — Ede er noch weitere Betrachtungen anstellen konnte, trat der Herr des Hauses ein.

„Meyer!“ — stellte er sich mit höflicher Verneigung vor.

„Freut mich!“ — nickte Dattelchen, ihn mustend. „Ich bin der Dattel des unter Ihnen wohnenden Doktor Desken.“

„Aha,“ dachte der Dattel, „Eiser sucht“ und zu Meyer gemeldet: „Ich glaube, daß Sie sich unnöthig beunruhigen, Sie können meinem Neffen vertrauen, er ist ein Ehrenmann.“

„Daran zweifle ich nicht, bin auch außer Sorge,“ sagte Meyer, „wenn Sie aber die Angelegenheit lieber gleich erledigen wollen, so geben Sie mir einfach 500 Mark und dann schicke ich sie sofort hinweg.“

Der alte Herr sah den Sprecher ganz verwirrt an. „Pst! Sind das ganze Fährde in der großen Stadt!“ — dachte er bei sich.

„Herr Meyer — brachte er dann mit zitternder Stimme hervor — Sie haben ja nette Ansichten. . . .“

„Haben Sie? Freut mich!“ — rief sich Meyer vergnügt die Hände. „Aber,“ fuhr der Dattel erregt fort — „was sagt denn Ihre Frau dazu?“

„Meine Frau? Na, die ist mit Allem einverstanden!“

„Auch mit dem Hinunterstücken?“

„Freilich — nicht Meyer — sonste ich das Geld empfangen habe.“

Nun wurde es aber Dattelchen doch zu bunt. „Hören Sie — sprang er von seinem Stuhl auf — bedenken Sie doch, daß mein Neffe bereits eine Braut hat!“

„Das hat doch damit nichts zu thun!“ — lächelte Meyer. — „Uebrigens braucht sie es ja gar nicht zu erfahren!“

„Oh, diese französischen Zustände!“ — dachte der gute Dattel; dann trat er dicht an Herrn Meyer heran: „Herr, ich verachte Sie!“ schreute er ihm entrüstet entgegen, und ehe sich der verbuchte Meyer die Situation noch richtig erklären konnte, stürzte er an ihm vorüber zu Thüre hinaus —

Sofort wollte er das Haus dieses leichtsinnigen Neffen, der seines nächsten Weib begehrt, verlassen. Da wurde plötzlich die Korridorthür aufgeschloffen und gleich darauf trat eben dieser Neffe, gefolgt von dem vor Kurzem dagewesenen jungen Mädchen in's Zimmer.

„Oben hinauf!“ — wiederholte der alte Herr fragend, unwillkürlich eine Fingerbewegung nach oben machend. — „Ja, was soll denn die da oben?“

„Da? Was soll die da soll?“ — Na, da soll dr'rauf gespielt werden!“

„So? Wohl Gesellschaft dort und Du borgt sie dazu her?“

Der Doktor athmete erleichtert auf. Ganz richtig — sagte er — Gesellschaft, ich bringe sie dazu her!“